Ein tragischer Irrtum vor 65 Jahren

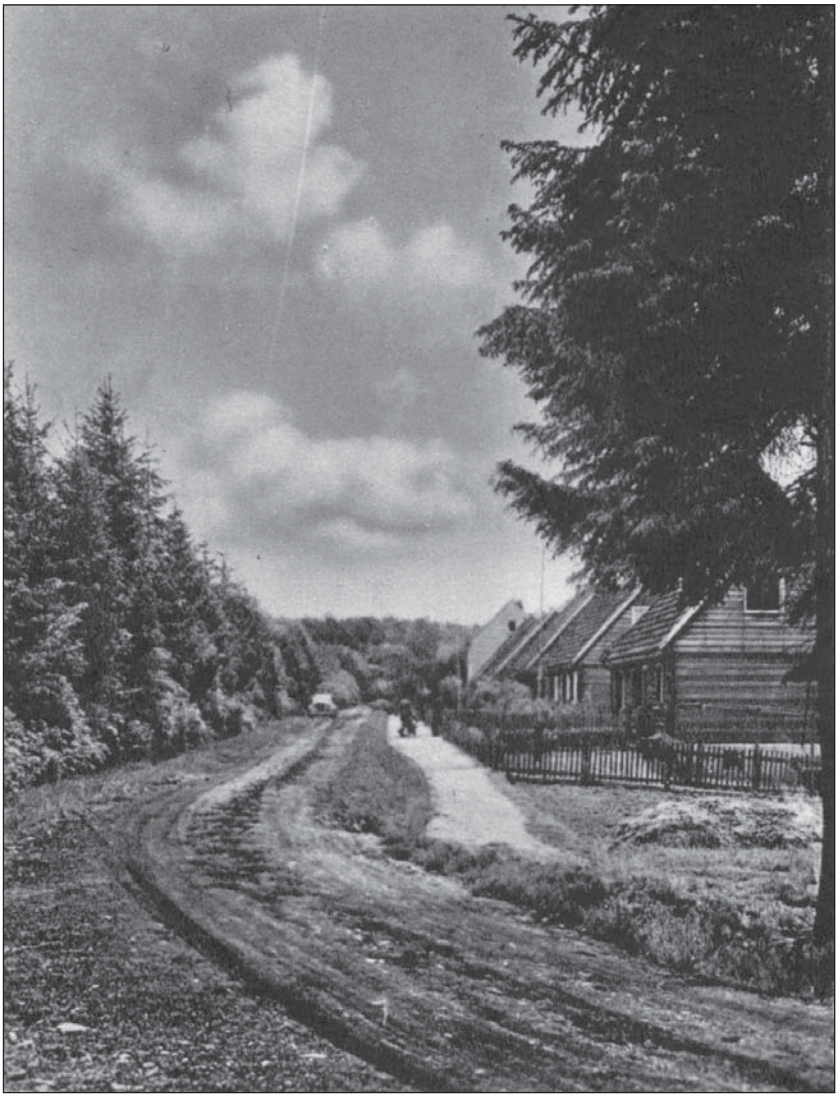
von Georg Blum

Anlass für dieses, für mich zeitweise immer noch bedrückende Geschehen zu berichten, ist die Bitte des Heimat- und Geschichtsverein Lohmar, Vermutungen und Gerüchte über den vor so langer Zeit geschehenen Vorfall zu klären. Dies soll in möglichst sachlicher Art geschehen.

Zunächst möchte ich die damaligen Lebensbedingungen festhalten, die in „Klein Sibirien“ wie die damalige Pützerau (Bild 1) auch genannt wurde, herrschten. Erbaut wurden die Holzhäuser in leichter Hanglage, so dass Keller und Stallausgang zum Hof ebenerdig sind. Das Kellergeschoss besteht aus Mauerwerk, das Haus in Außen- und Innenwänden aus Fichtenbalken. Bauträger war der Siedlerbund Düsseldorf. Dieses Projekt war für kinderreiche Familien und mit hohem Anteil an Selbstversorgung geplant. Die Grundstücke 10x100 Meter sollten für Garten und Tierfutter reichen. Hier wurden teilweise Karnickel, Hühner, Gänse, Schafe, Ziegen oder auch Schweine gehalten. Als Dünger wurden Stallmist und Fäkalien verwendet. Die Trockentoilette hatte ihren Platz im Keller an der hinteren Außenwand und war mit Rohrverbindung direkt an die Fäkaliengrube (de Addelskeller) angeschlossen. Strom „kam“ schon aus der Steckdose, Wasser wurde aus dem Maibrünnchen, eine etwas höher gelegene, gefasste Quelle gegenüber der Straße entnommen. Eine Pumpe war nicht vorhanden, Wasser floss aber auch nicht immer. In trockenen Sommern, zur allgemeinen Samstagabend-Badezeit kam Wasser oft nur tropfenweise. Ein Bad war zu meiner Zeit in keinem der Holzhäuser vorhanden. Da Tiere inzwischen außerhalb der Wohnhäuser gehalten wurden, diente die Waschküche auch als Baderaum. Dieser Kellerraum war mit einem großen eingemauerten Kupferkessel, der so genannten Waschkaule, versehen. Falls Wasser im Kessel war, wurde dieses mit Holzbefeuerung erwärmt. Vorhanden war auch eine große Zinkwanne, die zum Baden oder auch zur Hausschlachtung größerer Tiere diente.

Das Haus Rottländer/Arnold hatte eine etwas größere Wohnfläche und auch andere Zimmeraufteilungen. Hier wohnten die besonders kinderreichen Familien. Bei Arnolds waren insgesamt neun Personen unter einem Dach. Von dort ist mir noch der ungeheuer große, pompöse, mit Nickel reich verzierte Herd mit mächtigem Aufsatz in Erinnerung. In unserem Haus mit sechs Personen war es nach heutigen Maßstäben unmöglich eng. Man bedenke, ein Waschbecken in der Wohnküche, zwar fließendes, aber kaltes Wasser, dabei noch Ofenheizung. Im Dachgeschoss befanden sich zwei Räume mit Kniestock und Dachschrägen mit jeweils zwei Betten einzeln unter den Dachschrägen längs stehend. Ein Zimmer für die Eltern, das andere für uns Kinder. Glücklicherweise konnten sich hier meine Geschwister Elfriede, Anni sowie Herbert und ich je eines der beiden Betten teilen. Der Wohnbereich bestand bei uns aus einem großen Raum, der als Wohnküche diente. Der andere, sehr kleine Raum war als Gäste- oder Krankenzimmer nur mit einem Einzelbett ausgestattet.

Dies alles war die Wohnsituation bei Kriegsende 1945. Mein Vater war Soldat und mein älterer Bruder Herbert diente zeitweise am Westwall, zuletzt als Flakhelfer. Meine Großeltern mütterlicherseits waren mit einer Tochter in Köln ausgebombt und wohnten im oberen Stockwerk. Mutter, Elfriede, Anni und ich wohnten im Kellergeschoss. Dieser Keller war bis auf eine Tür zum Hof hin mit Fichtenstämmen und Sandhinterfüllung zur Kellerwand hin gegen Artillerie-Beschuss geschützt. Dies war das Werk meines Großvaters und der noch „vorhandenen“ Männer der Nachbarschaft. Die Nachbarschaftshilfe in der Siedlung war vorbildlich, vor allem bei Krankheiten oder Unfällen. Der große Aufwand der Verschanzung war nötig, da die deutsche Wehrmacht auf ihrem Rückzug die umliegenden Wälder der Pützerau als Zwischenlager ihrer Geräte und Munition benutzten: von Panzern über LKW und kleineren Transportfahrzeugen, großen Scheinwerfern für die Flugabwehr sowie Flak- und Artilleriegeschütze mit dazu passender Munition. Der Fichtenwald links (Bild 1) war 1945 schon so gelichtet, dass man ihn vom Weg aus betreten konnte. Hier wurden vom deutschen Militär in der gesamten Länge bis über die Siedlung hinaus, Granaten auf Holzgestelle bis auf Mannshöhe hoch gepackt. Eine Ausnahme war gegenüber dem Haus Schug, weil Otto Schug einen Betonbunker angebaut hatte und hier der Furier, d.h. der Lebensmittelverwalter des Militärs stationiert war.



„Siedlung Pützerhau“, Foto von ca. 1940

In dieser kleinen Munitionslücke im Wald stand die Gulaschkanone und wir Kinder halfen beim Kartoffelschälen. Der hochwillkommene Lohn: ein „Schlag“ ins allgemein vorhandene Kochgeschirr. Die älteren Soldaten hatten wohl auch Kinder. Ich war 7 ½ Jahre alt und hatte noch kein ausgeprägtes Gefahrenbewusstsein. So war für mich das ganze Umfeld ein Abenteuerspielplatz. Aber die Gefahren waren da! Keine 200 Meter vom Ende der Siedlung entfernt in Richtung Anwesen Stöcker wurde auf der linken Straßenseite ein Artilleriegeschütz installiert. Gegenüber war freies Schussfeld, weil nur Wiesen und Felder vorhanden waren. Ein unverantwortlicher Schachzug des Militärs, weil Häuser vorhanden und dahinter die gesamte Munition lagerte. Es war immer noch Krieg.

Wir Kinder beobachteten, besonders abends, das gewaltige Mündungsfeuer. Die Antwort des Gegners kam sehr bald. Wir lernten also: auf Abschüsse des Feindes achten, die Abstände in Sekunden zählen, und wenn man nach der errechneten Zeit die Granate nicht über einen wegheulen hörte, musste man schleunigst Deckung suchen. In unseren Gärten sind einige Granaten, ohne Schäden anzurichten, eingeschlagen. Weder unsere Häuser, noch die Munitionsmauer wurden getroffen.

Als ich eines Tages aus der Schule kam und den Schulweg über die Alte Lohmarer Straße zur Pützerau ging – ich war im zweiten Schuljahr – war die Allmanns Wiese mit Pferden, Fuhrwerken und Geräten „zugeparkt“. Diese Wiese, rechts neben dem Anwesen Keymer, ein Besitz der Familie Nießen aus Köln, verwaltet von der Familie Allmann, daher der Name „Allmanns Wiese“.

Ich ging also neugierig an diesem „Aufzug“ entlang, sah jedoch niemanden. Mir wurde aber sehr schnell die Situation klar: links der Straße kam über dem etwas zurückliegenden Wald ein Geschwader der doppelrümpfigen Lightnings im Tiefflug und feuerten mit den Bordwaffen. Ich plumpste rechts in den flachen Graben, der eigentlich keine Deckung bot. Um mich herum zischte es von Einschlägen. Der Angriff war schnell vorbei, kam mir jedoch wie eine Ewigkeit vor. Auf schnellstem Weg rannte ich nach Hause. Später habe ich mich gefragt, wieso die deutschen Soldaten im angrenzenden Wäldchen, dem „Elend“ verschwanden? Wahrscheinlich hatten sie das Motorengeräusch der Flugzeuge wahrgenommen.

Anfang April 1945 zogen die deutschen Truppen ab. Aus Treibstoffmangel blieben fast alle Gerätschaften im Wald zurück. Das Artilleriegeschütz und die Mauer aus Munition verschwanden aber. Kurz

Autor Georg Blum mit 15 Jahren

nach dem Rückzug der Deutschen Wehrmacht trafen die Amerikaner bzw. die Kanadier ein – wohlgenährt und gut versorgt, was damals den deutschen Truppen fehlte. Die Versorgung der Bevölkerung war schon lange schlecht und wurde auch nicht besser. Die ohnehin notdürftig funktionierende Versorgungsorganisation brach zusammen. Selbst nach der Kapitulation und dem Ende der Kampfhandlungen verschärfte sich die Not noch. Als Kind nahm ich die Not nicht so wahr, denn Maisbrot schmeckte gar nicht so schlecht und Bucheckern suchen und Ähren auflesen auf abgeernteten Feldern war im Herbst 1945 üblich und für uns Kinder auch eine interessante Abwechslung.

Mein Vater kam im Frühjahr 1946 aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft nach Hause zurück und hatte einen Sack Roter Bete „organisiert“. Es gab über eine Woche lang nichts anderes zu essen als Rote Bete in jeder erdenklichen Variation. Es war einfach nichts anderes aufzutreiben, auch nicht mit den obligatorisch nötigen Lebensmittelkarten.

Hier noch zwei Beispiele für die Wertschätzung einfacher Nahrungsmittel: es wurde bekannt, dass in Wahlscheid eine Fabrikation von Rübenkraut entstanden war, eine sog. „Krockpasch“. Auf Verdacht liefen meine Schwester Anni und ich mit Nachbarsfrauen einige Male dorthin. Nach langer Wartezeit war das Rübenkraut in großen Kesseln gar und abgefüllt. Wir erhielten in unseren mitgebrachten Essgeschirren etwas Restschaum, der dann auf dem langen Nachhauseweg zu etwa Zweifinger hoher Rübenkrautschicht eindickte. Mein Bruder Herbert war in den Entwicklungsjahren und wurde mit häuslicher Kost nicht satt. Sein Lehrmeister hatte beim Einmarsch der Amis ein Bein verloren und war daher arbeitsunfähig. Herbert schied deshalb vorübergehend aus der Buchbinderlehre aus und verdingte sich in Hausdorp als Knecht bei einem Bauern. Mein Vater hatte aus unserer Schlagkarre und einer Autoachse eine leiser laufende, mit Gummireifen versehene Karre gebaut. Mit dieser Karre sind Vater, Anni und ich an einem Tag zweimal nach Hausdorp gefahren, um im Herbst 1946 Einkellerungskartoffeln bei Herberts Arbeitgeber zu holen.

Winteraufnahme der Siedlung vom Einzelhaus Burger aus. Foto von 1937. Erbaut wurden die Häuser 1934

Von dieser Karre soll noch zu berichten sein.

Schulunterricht gab es etwa ¾ Jahr wegen des Artilleriebeschusses nicht. Dieser kam zuerst von den Amerikanern

und nach deren Einmarsch vom deutschen Militär. Auch gab es keinen Eisenbahnverkehr mit dem „Lühmere Grietche“.

Diese Notzeiten hatten erst am 20.6.1948 am Tage der Währungsreform ein Ende. Alles war wie durch ein Wunder gegen DM käuflich. Allerdings war die Kaufkraft durch das Kopfgeld von DM 40/ Person und nach einem Monat noch einmal DM 20/Person begrenzt.

Am 10. April 1945 kamen die Amerikaner nach Lohmar. Der Hunger war furchtbar und meine Mutter musste für uns Kinder sorgen. Wir waren also an allem, was eventuell genießbar war, äußerst interessiert. In unserer Siedlung war nichts an Lebensmittel aufzutreiben. So ging meine Mutter mit Tochter Elfriede ins Dorf nach Lohmar. Es gab immer nur zufällig etwas auf Lebensmittelkarten zu kaufen. Die wohlgenährten Amerikaner und Kanadier waren nicht zu übersehen. Fast alle hatten auf der linken Brust einen überdimensionalen „Tannenzapfen“ hängen.

Ausgerechnet ein solches Ding fand meine Schwester Elfriede später – wie von Nachbarn berichtet – am Eingang unserer Siedlung (Auf Bild 1 an der rechten Ecke des Grabens). Sie brachte es stolz mit nach Hause in die Waschküche, die uns immer noch als Tagesaufenthalt diente. Hier zeigte sie den vermeintlichen Behälter meiner Mutter, meiner jüngeren Schwester Anni und mir. Hierbei meinte sie, dass der Inhalt sicher etwas „Gutes“ wäre, man müsse nur noch herausfinden, wie man daran käme. Meine Mutter war aber skeptisch und wies Elfriede an, das Ding wegzuwerfen, da sie nicht wüsste, was das für ein Gegenstand wäre und woraus der Inhalt bestände. Wir vier wussten natürlich nicht, dass es sich um die amerikanische Version einer Handgranate handelte. Das ausgeprägte Hoch-Tief-Relief diente der gezielten Splitterbildung, konnte aber auch der sicheren Handhabung beim Trinken dienen.

Elfriede ging mit dem vermeintlichen Behälter in den Hof, Anni und ich aus Neugierde mit. Wir bemerkten aber, dass unsere Mutter die Kellertreppe hinauf zu ihren Eltern ging. Das war für Anni und mich noch interessanter und wir stürmten der Mutter nach. Wir holten sie noch auf der Treppe ein, als es im Hof eine Detonation gab. Ich, als letzter auf der Treppe, war als erster an der Tür zum Hof. Aus einer Pulverdampfwolke kam Friedchen angewankt, hielt ihre Hände, oder was davon noch da war, vor sich und rief: Mama – Mama! und brach unmittelbar vor uns dreien zusammen. Vermutlich war sie sofort durch den Schock tot. Daher hoffe ich noch heute, dass sie keine Schmerzen mehr verspürte.

Elfriede Blum, Kosename Friedchen, geb. am 5.5.1930, gest. 12.4.1945, wenige Wochen vor ihrem Tod.

Wir, Mutter, Anni und ich waren zunächst wie gelähmt und drängten uns völlig verwirrt in der Kellertür, bis uns allmählich die entsetzlichen Zusammenhänge bewusst wurden. Mutter hat sich noch jahrelang Vorwürfe gemacht, dass sie Friedchen nicht sofort entgegenlief, damit sie in ihren Armen sterben konnte. Sofort trat die Nachbarschaft in Aktion. Herr Rottländer mit einigen Familienmitgliedern sprachen die Totengebete.

Anneliese Krieger, geb. Rottländer berichtete mir, dass sie zum Anwesen Stöcker gelaufen sei, um einen dort wohnenden Arzt zu benachrichtigen. Dieser aber konnte auch nur den Tod meiner Schwester bestätigen. Viele Frauen kamen zu Hilfe, auch Margarete Kurtsiefer als ausgebildete Krankenschwester leistete in dieser schlimmen Stunde wertvolle Hilfe.

Elfriede wurde auf der Kartoffelkiste im Keller aufgebahrt.

Bei Dunkelheit am gleichen Tag kam Bruder Herbert mit Josef Kurtsiefer von ihrem „Dienst“ als Flakhelfer aus Olpe zurück. Der dortige Kommandant hatte sie in neutraler Arbeitskleidung nach Hause geschickt. Da sie durch die abziehende deutsche Front und auch durch die anrückende amerikanische Front mussten, konnten sie nur nachts wandern. Sie waren mehrere Tage unterwegs.

Johann Posterz sen. hat in Ermangelung von Strom aus ungehobelten Brettern eine Kiste als Sarg gezimmert. In diesen Sarg hat mein Bruder Herbert im Alter von 16 Jahren mit einer Schlagkarre seine Schwester unter Begleitung der Nachbarschaft zum Friedhof zur Beerdigung gefahren.

Über viele Jahre habe ich zu Allerheiligen den Grabschmuck für das schwesterliche Grab beschafft. In all den Jahren wurden die Gräber zu Allerheiligen mit Fichtenzweigen belegt. Dazu legte ich ein Bukett aus Roteichenzweigen mit sehr schönen Herbstfarben.

Auf der Suche nach diesen Zweigen war ich öfter im Wald unterwegs und hörte dann zu dieser Jahreszeit die Rufe der Kraniche auf ihrem Herbstzug. Diese, auf großer Entfernung wehmütig klingenden Rufe haben mich schon als Kind stark beeindruckt. Es ist immer noch so, dass ich 65 Jahre später von diesen majestätischen Vögeln fasziniert bin.

Jedes Jahr im Frühjahr und Herbst überfliegen diese Vögel unser Lohmar und immer wieder werde ich an dieses furchtbare Ereignis erinnert.